

KAPITEL VI

In wendischen Landen

„Plinius der Ältere spricht von den ‚Venedi‘ als Bewohnern des Landes jenseits der Weichsel. Tacitus erwähnt sie als ‚Veneti‘. Und die teutonischen Stämme bezeichneten ihre frühen östlichen Nachbarn als ‚Winedá‘ oder ‚Wenden‘, die in der Lausitz überleben. In König Alfreds ‚Orosius‘ ist die anglo-sächsische Bezeichnung der Slawen südlich der Ostsee ‚Winedas‘ oder ‚Weonodas‘, während im 11. und 12. Jahrhundert der skandinavische Name für dasselbe Volk ‚Vender‘ lautete. Bis heute kennen die Finnen Russland nur als ‚Venäjä‘ und ihre russischen Brüder, die Esten, auf der anderen Seite der Ostsee nennen es ‚Vene‘.“

Russische Bilder, v. Thos. Mitchell, C. B.



ur berth abhove the bridge at Lauenburg was bad in one respect – out of hail from the landing place, and a hard pull to get on board against the strong current. The harbour would have been better.

Unser Ankerplatz oberhalb der Brücke von Lauenburg war in mancher Hinsicht schlecht, denn er lag außer Rufweite von der Stelle, wo wir mit dem Beiboot anlanden konnten. Außerdem musste man schwer gegen die starke Strömung rudern, um an Bord zu kommen. Der Hafen wäre besser gewesen. Aber jetzt wurden wir für diese Unbequemlichkeit belohnt: Wir konnten gleich lossegeln und hatten nicht die Mühe, die *Gipsy* gegen den Strom unter der Brücke durch zu bugsieren. Wir starteten unter vollem Segel, banden aber bald alle Reffs ein, denn das Steuern nach den Schifffahrtszeichen, die einmal auf der einen, einmal auf der anderen Seite waren, verursachte zu viele schwierige Halsen. Der Wind frischte zu halbem Sturm auf, und wir machten prächtige Fahrt, ohne die Strömung zu beachten.

Beim Blick nach achtern sahen die roten Häuser von Lauenburg vor dem Hintergrund der graublauen Hügelkette sehr malerisch aus. Zu unserer Rechten hatten wir meist hohes Land, bewaldete Hügel mit hier und da Böschungen von gelbem Sand. Ab und zu kam eine Lichtung mit einem Bauernhof oder ein paar Hütten, alle aus roten Ziegeln und Holz. Oder auch ein Dorf mit Kirche und einem kleinen Hafen davor, in dem ein Flussschiff lag. In einer vom Wald umschlossenen Bucht lag ein Boot vertäut, in dem Nausicaa und ihre Mädchen knieten, die im Fluss Wäsche wuschen. Ihr Karren wartete am Strand. Wir passierten ein Flüsschen und ein wenig weiter zu unserer Linken die Stadt Boizenburg,

dann Bleckede und nach einer langen Strecke Hitzacker zu unserer Rechten, wo ein großes Haus auf einem Felsvorsprung stand und ein Dorf auf dem flachen Land darunter. Wir begegneten und überholten Reihen von Lastkähnen, die von langen Dampfschiffen mit zwei Schornsteinen gezogen wurden. Sie schlepten, wenn sie stromabwärts fuhren, mit zwei ungeheuer langen Trossen, die an zwei Pollern genau achtern des Radkastens angeschlagen waren.

Der Sommerwind verflüchtigte sich mit dem Tageslicht. Eine Zeitlang glitten wir sanft dahin. Schließlich, obwohl wir alle Reffs wieder ausgeschüttet hatten, bewegten wir uns kaum noch über Grund und ankerten, da es dunkel wurde, zwischen zwei Wellenbrechern.

Pieter bewunderte die Elbe.

„Viel Wald, Sir!“

Sein eigenes Land, Friesland, ist nicht gerade berühmt für Wald.

„Gerade wie Robinson Crusoes Land“, hatte er nachdenklich gesagt, als wir an einem einsamen bewaldeten Berg vorbeifuhren.

„Sie haben mir das Buch letztes Jahr geliehen, Sir.“

„Und liest sich die Geschichte nicht, als ob alles wahr wäre, Pieter?“

Der einfache alte Kerl guckte erschrocken: „Ich will glauben, dass es wahr ist, Sir.“

Für ihn war es, als hätte ich die Heilige Schrift angezweifelt.

Wir waren jetzt völlig drin im alten Wendischen Land – für nicht weniger als achthundert Jahre die Heimat einer wilden slawischen Rasse von Jägern und Kriegeren über Land und Meer, den Wenden. Zehn Generationen lang hatten sich die christlichen Sachsen und die heidnischen Wenden gegenseitig aus frommen, missionarischen Gründen abgeschlachtet¹ bis schließlich Heinrich der Löwe siegte und den wendischen Fürsten Niclot in einer Schlacht an der Warnow tötete. Dieser Kampf, der vor siebenhundert Jahren ausgefochten wurde, ist für die Engländer von mehr als akademischem Interesse, denn es ist so seltsam wie wahr, dass das Blut der beiden christlichen und heidnischen Führer, des Siegers und des Besiegten, vereint in den Adern unserer englischen Königsfamilie fließt. Unsere Königin ist eine direkte Nachkommin sowohl von Heinrich dem Löwen als auch von Niclot. Heinrich war ein Welfenfürst (Ihre Majestät hat keinen berühmteren Ahnen), und die Großmutter der Königin, die gute Königin Charlotte, eine mecklenburgische Prinzessin, stammte direkt von dem Obotriten Niclot ab. Das alte Haus Mecklenburg ist die einzige regierende Familie in Deutschland, die in der männlichen Linie von den Wenden abstammt. Es hat, mit Ausnahme einer kurzen Thronbesetzung durch Wallenstein, seit den heidnischen Zeiten (eigentlich, seit Niclots Sohn wieder eingesetzt wurde) ohne Unterlass regiert, und bis auf den heutigen Tag führen seine Mitglieder den alten Titel „Fürst der

¹ Ein gewöhnliches Verfahren auf Seiten der Wenden war es, Christen in Öl zu kochen, den Bischöfen den Bauch aufzuschlitzen, die Eingeweide heraus zu zerren und ein Ende an einem Pfosten zu befestigen. Dann wurde der Bischof heftig geschlagen, bis er seine Eingeweide um den Pfosten gewunden hatte. Nugent, der Autor von „Vandalia“, zitiert dafür sächsische Geschichtsschreiber und sagt, dass es Inschriften diesen Inhalts zu seiner Zeit noch auf mehreren Kirchenfenstern in Deutschland gab.

Wenden“. Des weiteren ist es nicht nur durch eine, wenngleich die höchste, englische Familie begründet, dass diese alten Länder, die vor und seit wendischen Zeiten Sachsen genannt wurden, Verwandtschaft mit unserem eigenen Land beanspruchen. Aus ihnen ergossen sich jene Schwärme von „mächtigen Kriegersleuten“, die Sachsen² in unsere uns geläufige Geschichte.

Uelzen, eine Stadt oberhalb von Lüneburg an der Ilmenau, erhob einst Anspruch (und tut es wahrscheinlich heute noch), den ersten Haufen von allen ausgesandt zu haben, die das überfielen, was heute England ist. Und die, die zurückkamen, hängten, so hieß es, auf dem Uelzener Marktplatz ein goldenes Schiff zum Gedenken auf, das bis zum großen Feuer von 1646 dort blieb. Es ist wahrscheinlich, dass heutzutage kein Engländer lebt, der nicht ein Quäntchen von dem Blut der alten Sachsen in sich hat.

In den Landstrichen, die wir nach Lauenburg sahen, fanden wir überall Spuren (und nicht wenige) von diesem seltsamen, wenig bekannten wendischen Volk. Ländereien sind noch unter ihrem wendischen Namen bekannt, und in Lüneburg überlebt sogar ein „wendisches Dorf“ und eine „wendische Straße.“³ In Lüneburgs alten Archiven gibt es einen Bericht von 1409, dass die Stadt beschloss, keinen Wenden als Bürger zuzulassen und dass alle Bürger zu einer alten Eidesformel gezwungen wurden, dass keine Wenden unter ihren Vorfahren waren. Unser regierendes Haus könnte heute diesen Eid nicht leisten.

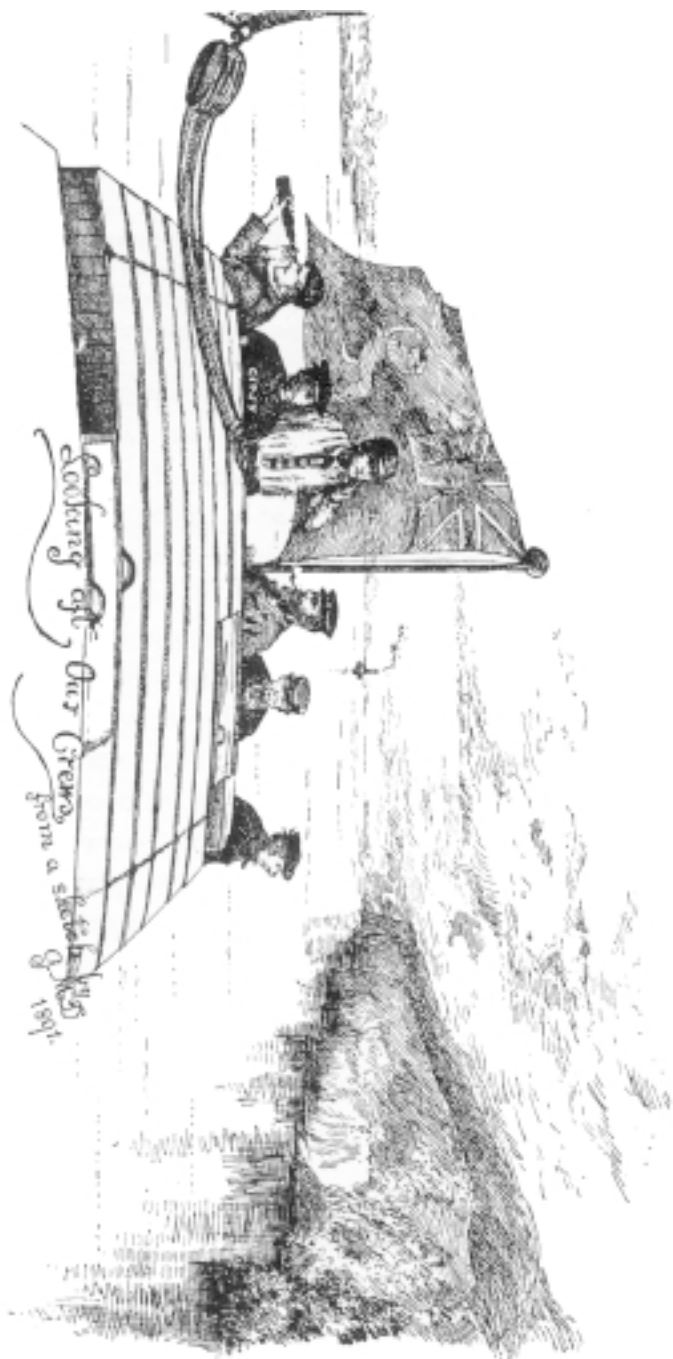
Im geruhsamen After-Dinner-Frieden im Salon wurde ein seltsames Geräusch hörbar, ein immer lauter werdendes Klirren. Vom Deck aus sahen wir eine Schiffslaterne, die langsam näher kam. Dann machten wir einem Schleppdampfer mit einem langen Schwanz von Kähnen aus und konnten schließlich entdecken, dass er im Vorangleiten vom Grund des Flusses vorn eine Kette hoch hievte und hinten wieder herunter ließ. Das ist natürlich üblich bei Dampffähren quer über den Hafen, aber dies ist die vielleicht längste Kette der Welt, mit der wir später noch näher Bekanntschaft machten.

Es blieben uns nur noch fünf Meilen auf der Elbe – einhundertdreißig waren wir schon gesegelt. Aber auf dieser kurzen Strecke war uns der „Zauberfluss“ nicht gut gesonnen. Ein Kreuzschlag ging direkt in den Wind – es war wenig Wind –, und immer wieder kamen wir, wenn wir über Steuerbord kreuzten, in den Windschatten der Bäume, wo auch die Strömung am stärksten schien. Eine halbe Meile in anderthalb Stunden!

² Woher bekamen diese berserkerhaften Schwertleute ihren Namen? Nun, von ihren Schwertern, ihren „Sachs“ natürlich, sagt Mr. Du Chaillu, und das würde auch Nennius gesagt haben, hätte er noch gelebt, um ihn zu bestätigen. Rief nicht Hengist immer „Nimed eure Sachs“ („Zieht eure Schwerter“) seinen Gefolgsleuten zu?

„Aber nein, hat nichts mit Schwertern zu tun“, sagt eine andere Autorität, nämlich De Quinceys „angenehmer Verrückter“, der es ihm und Professor Wilson in der Postkutsche erklärt. „Sie waren sowohl arm“, erläuterte er, „als auch tapfer“, diese Krieger und hatten keine Hosen zum Anziehen, nichts als Säcke. Der regelmäßige Morgenbefehl musste daher sein „Säcke an“. Daher die wahre Ableitung ihres Namens. Was soll man nun glauben?

³ „Im Jahr 1306 wurde es einigen wilden Leuten der Veneden erlaubt, ihre kranken und nutzlosen Eltern in den Wäldern von Lüneburg lebendig zu begraben.“ Gibbons „*Dechine and Fall*“, wo er zitiert aus Rimius - „*Memoirs of the House of Brunswick*“.



Als wir diesen Punkt zäh überwunden hatten, kam eine große Eisenbahnbrücke in Sichtweite, die den Strom überspannte. Jetzt mit gerade genug Wind versehen, preschten wir vorwärts, schlängelten uns durch dümpelnde Schleppzüge, bis wir auf der Leeseite eine Bucht entdeckten und hineinfuhren. Das war Dömitz, die Mündung der Neuen Elde, unser Eingangstor in das Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin. Ich holte das Segel herunter, als wir hineinfuhren, da ich nicht wusste, was vor uns lag. Wir fuhren eine Weile weiter und dann stakten wir, bis wir eine geschlossene Schleuse vor uns hatten.

Wir mussten eine Weile warten, während der Schleusenwärter die offiziellen Formulare ausfüllte und uns mit einer wahren Redeflut übergoss, die K. dolmetschte. Er erzählte uns, wie im März 1888 die Elbe in ihrem Zorn zwanzig Fuß höher stieg als der jetzige Hochwasserstand, die massiv gebaute Schleuse demolierte, eine nahe Brücke mitriss und alles Land ringsum überschwemmte. Dann folgte schnell aufeinander ein Haufen von Fragen – er war zu aufgeregt, um auf Antworten zu warten: Konnten wir in einem so kleinen Schiff so weit hergekommen sein? Gehörte es wirklich uns? Waren wir wirklich Engländer, und wollten wir wirklich nach Schwerin? Aber Sie können nicht dahin kommen. Unmöglich! Nicht tief genug! Und so weiter und so fort in einem unaufhörlichen Schwall. Er hatte noch nie Engländer gesehen oder die englische Sprache gehört.

Der freundliche und wohlmeinende Mann brannte darauf, seinen guten Willen praktisch zu zeigen. Unsere Leute mussten in die Stadt gehen, um Wäsche und Briefe abzuholen – es war höchstens eine halbe Meile, eine gut zu übersehende gerade Straße entlang.

„Sie müssen einen Wagen haben!“

„Nein.“

„Dann einen Führer!“

„Nein.“

„Dann jemanden, um die Sachen zu tragen!“

„Nein.“

Er war ganz verletzt von all diesen Neins, obwohl wir sie mit Dankeschöns versüßt hatten. Er strahlte förmlich vor Sympathie. Der „Bandicoot, dies wild einfühlsame Scheusal“, würde mit ihm verglichen als kaltes selbstsüchtiges Wesen erscheinen.

Als wir schließlich losfuhren, kam ihm ein glänzender Gedanke, was er tun könnte, um uns eine Mühe zu ersparen: Er könnte vorseilen und die Brücke öffnen! Wir sahen ihn am Ufer entlang rennen, und dann stand er auf der Brücke, lachend und signalisierend, dass alles in Ordnung sei. Er ergriff die Kette, um zu ziehen – es war eine Zugbrücke. Wir näherten uns. Er hängte sein ganzes Gewicht an die Kette. O Schreck! Die Brücke weigerte sich, aufzugehen, sie saß fest. Ich warf das Ruder hart backbord, das Schiff rammte voll das Ufer, das Segel kam knatternd herunter und Pieter sprang an Land, um zu sehen, was los wäre. Der Grund der Katastrophe war klar genug: Unser wohlmeinender Mann hatte vor überschäumenden Diensteifer vergessen, die Bolzen herauszuziehen! Wir hatten keinen Schaden. Aber wer hätte nicht Mitleid mit dem armen Mann gehabt? Wir dankten ihm trotzdem für seine Freundlichkeit, aber seine Haltung war gedrückt und niedergeschlagen,

als er uns davonseln sah.

Ein schmaler, kanalähnlicher Wasserweg, der zuerst durch flache Marschen führte, war diese Neue Elde. Sie hätte irgend ein abgelegener friesischer Kanal sein können, wenn nicht die Vögel gefehlt hätten und die kleinen holländischen Segel, die dort in allen Richtungen über grüne Wiesen zu gleiten scheinen.

Dann kamen wir zu einem Wald, an dem sich der Wasserweg teilte. Wir wählten den rechten Arm und rauschten durch ein grünes Dickicht. Hohe Äste streiften gegen unsere Gaffel, kleine Zweige wischten an den Kabinenfenstern vorbei – das Deck war übersät mit Ästchen und Blättern.

„Segel runter“ kam ein plötzlicher Schrei von Wilson, der Ausguck hielt. Wir kamen aus unserem Blätterwald hervor, und da, nahe vor uns, quer über der Wasserstraße, stand eine große vielfenstrige Mühle. Wir stoppten gerade noch rechtzeitig.

Mit dem Heck voran krochen wir zurück und versuchten den anderen Arm. Der war auch schmal, aber weniger bewachsen. Plötzlich stoppte uns eine Schleuse. Ein paar Leute von der Mühle kamen, um uns vorbeifahren zu sehen. Wir mussten die Wherry selbst durchbringen; aber diese guten Leute waren alle bereit, ein Tau zu fassen oder sonst zu helfen, wie sie konnten. Der Schleusenmeister stand auch da – als Zuschauer. Mein Deutsch ist spärlich und die Worte dieses jungen Kerls, aufgeregt wie er war, schienen mir unverständlicher als sonst. „Ich spreche Plattdeutsch nicht“, sagte ich entschuldigend. Unser Mann sah verlegen aus und ich fühlte mich wirklich beschämt: Er hatte vor seinen Freunden damit angeben wollen, dass er mit mir Englisch sprach.

Es lohnte sich kaum, vor der nächsten Schleuse wieder Segel zu setzen. Auch diese mussten wir öffnen und uns allein durchbringen. Der Schleusenmeister war gleichzeitig der Müller – ein kluger Geschäftsmann.

„Wird von ihnen nicht erwartet, dass sie die Schiffe für die Gebühr durch die Schleuse bringen?“ fragte ich.

„Nein, das müssen Sie selbst tun – so ist die Regel. Es mag in anderen Ländern nicht so sein, aber hier in Mecklenburg sind wir zweihundert Jahre zurück.“

Die Gebühren waren nicht hoch - fünfundzwanzig Pfennige und weitere fünfzehn für die Eintragung in die Bücher. Die Geringschätzung unseres Freundes gegenüber seiner Heimat Mecklenburg mochte gerecht sein oder nicht, aber es schien uns bereits so, dass Mecklenburger den Hannoveranern und Oldenburgern in einer Hinsicht auf alle Fälle voraus waren: im Benehmen. Dieser Schleusenwärter konnte sich nicht genug wundern, wie wir unseren Weg zu einem so entlegenen Platz gefunden hätten; und der Name der Schleuse zeigte eine einzigartige Vorausahnung seiner Urheber: „Findenwirunshier“!

Eine Eisenbahnbrücke war das nächste Hindernis, für das wir unseren Mast legen mussten. Bald danach sahen wir auch schon die nächste Schleuse und legten für die Nacht am Ufer an. Der Name dieser Schleuse war Mellisz, so wurde uns gesagt, aber sie war nicht in der amtlichen Liste, noch konnten wir sie auf unserer Karte finden.⁴

Der nächste Tag war der 24. August, ein Sonntag. Wir brachten die *Gipsy* durch die

Schleuse, blieben aber bis Mittag in der Gegend. Es wehte nur schwacher Wind, und um gegen die Ein-Knoten-Strömung anzugehen, war das bisschen Brise alle Hilfe, die wir hatten – wir rührten die Staken nicht an. Zur Teezeit, also gegen fünf Uhr, hatten wir drei Meilen geschafft. Fünf Stunden verloren – doch das bereuten wir keinen Moment.

Einmal spazierte ich ein grasiges Ufer entlang, gesprenkelt mit wilden Nelken, und setzte mich auf ein Kissen von Heidekraut. Wilder Thymian und Heide in voller Blüte bedeckten den Boden, und die Luft war voller Bienengesumm. Unter den Föhren war es schattig, aber ich wollte mich lieber im herrlichen Sonnenschein wärmen. Kein menschliches Wesen war in Sicht, keine menschliche Stimme zu hören. Ab und zu kam das weiße Segel der Wherry zum Vorschein, sie schien zwischen den Bäumen stillzustehen – eine seltsame Erscheinung in dieser Einsamkeit. Dann kam das Vordeck heraus, wo die Mädchen unter ihren Sonnenschirmen saßen. Ich wartete auf sie, aber

„The weder was fulle soft, the wynde held them stille;
The saile was hie aloft, thei had no wynde at will“.⁵

Sie konnten nicht näher kommen, um mich wieder an Bord zu nehmen. Dann verschwanden sie vom Deck – die Glocke hatte zum Tee gerufen. Ich riss mich aus dem Traumland und ging auf meinen Spuren zurück, um wieder zu ihnen zu stoßen. G. hatte etwas zu erzählen: Sie hatte einen seltenen Schmetterling gesehen, den „Camberwell Beauty“⁶, zu deutsch „Trauermantel“, wie wir später hörten. Ich brachte ein Sträußchen von wilden Blumen mit und etwas Sonnentau, der auf einer torfigen Stelle wuchs. Wir legten diese Nacht am Ufer an, unmittelbar diesseits von Eldena.

Am nächsten Morgen kein Lufthauch. Als das an sandigen Straßen verstreut liegende Dorf Eldena hinter uns lag, fanden wir uns inmitten von Wiesen wieder. Zu staken, um zwei Meilen in der Stunde zu machen, schien kaum der Mühe wert. Weder Treidelpferde noch Schlepplente waren zu bekommen – das friesische „Trekpaard“ ist ein unbekannter Vierfüßler in diesen Gegenden. Alle Bauern waren bei der Heuernte, so blieb uns nichts übrig, als uns mit der guten Tugend der Geduld zu wappnen und unsererseits die Nebelkrähen auszulachen, die auf hochstehenden Pfählen saßen und uns verspotteten. Kein Schiff war auf dem Wasser, kein Haus an Land, kein Lebewesen zu sehen außer den Krähen, einem oder zwei feierlich staksenden Störchen und einem Eisvogel, der einmal blau aufblitzte.

Wir trieben zu einer einsamen Schleuse, Juritz⁷ glaube ich, kein Haus dort oder auch nur in der Nähe. Pieter ging, den Schleusenwärter zu suchen. Der Mann schlurfte langsam

⁴ Vielleicht hätte Douhgyt mehr Glück gehabt, wenn er die deutsche Schreibweise, Malliß, gekannt hätte – Red.

⁵ „Das Wetter war sanft, der Wind hielt sie still; das Segel war oben, aber der Wind war ihnen nicht zu Willen.“

⁶ Dasselbe liebevolle Geschöpf, das Hoods Mr. Booby so grausam enttäuschte: „Zum Teufel mit der alten Närrin und ihrer Camberwell Beauty! Warum hat sie mir nicht gesagt, dass das ein Schmetterling ist!“

⁷ Güritz – Red.

über die Felder heran, öffnete seine kleine Hütte, nahm die Schlüssel heraus und ... warf sie ohne ein Wort ins Gras. Pieters wütende Miene war ein einmaliger Anblick. Wir schafften die *Gipsy* selbst durch die Schleuse und segelten weiter, Don Surly wütend zurücklassend, denn wir hatten die oberen Tore nicht für ihn geschlossen. Der Lümmel mochte aus einem anderen Teil Deutschlands gekommen sein. Hier, östlich der Elbe, fanden wir die Landleute in der Regel zuvorkommend und höflich. Sie wünschten uns immer „Guten Tag“, oft mit einem Lächeln oder einer Verbeugung als Zugabe.

Bald, mit besserem Wind, erreichten wir Grabow – eine Landstadt aus roten Ziegeln und Fachwerk, mit einem Kirchturm aus roten Ziegeln und Fachwerk. Wir stakten durch die etwas heruntergekommene, aber malerische Wasserstraße. Dann kam ein Abschnitt mit wirklich harter Arbeit: Der Gegenstrom war stark und der Fluss verflixt gewunden. Der Wind, obgleich meistens achterlicher als *dwars*, wurde zu stark. Es war unmöglich, gut um die Biegungen zu segeln, denn so spitz waren die Winkel, und so fürchterlich eng war der Fluss, dass wir an einem Ende immer den Grund berührt hatten. Wir schufteten schwer, um acht Meilen zu machen.

Unsere Route führte durch eine Einöde. Die einzigen menschlichen Wesen, die wir sahen, waren zwei abgearbeitete Frauen, die, barfuß im kalten Wasser watend, verdorbenes, schwimmendes Heu zusammenharkten. Senecas Definition von Frauen als „Tiere, die Kleider lieben“, mochte auf diese armen geschlechtslosen Dinger passen oder auch nicht. Wenn ja, war ihr Los noch schwerer, denn ihre schwere Arbeit brachte kaum genug für die Kleider ein.

Im Zwieliicht sahen wir zum erstenmal Rehe. Wir erfuhren später, dass sie in Mecklenburg öfter vorkommen als bei uns die Hasen seit dem Bodenwild-Gesetz. Zuerst kam ein Bock zum Wasser, schwamm hindurch und sprang in großen Sätzen über die Marsch einem Stück Waldland zu. Dann machten wir eine Ricke mit Kitz aus, die unter einer Hecke ästen, einen anderen Bock mit Gehörn, und dann, nachdem wir für die Nacht festgemacht hatten, kam ein dritter Rehbock aus demselben Wald und äste ganz nahe bei uns.

Zwei schreckliche Flussbiegungen gegen den Strom bezwangen wir vor dem Frühstück, und um Mittag erreichten wir die Schleuse bei Neustadt. Während die Wherry sie passierte und Ifould einkaufte, schlenderte ich durch die mörderisch steinigen Straßen der wunderlichen kleinen Stadt, der kleinsten in Mecklenburg. Es waren nur wenige Leute unterwegs. Zwei oder drei Männer standen auf der Brücke herum, ein Gänsemädchen trieb ihre Herde auf die Weide, und ein Ochsenwagen rumpelte donnernd daher. Ich ging um die Ruine der Backsteinburg herum, die beim Näherkommen finster auf uns herabgeblickt hatte und kam an ihrem Nachfolger vorbei, einem großen, weißen, verrottet aussehenden Schloss, mit der Front zum grasbewachsenen Marktplatz. Dann segelten wir unter einer hübschen Allee hinaus und weiter durch eine grüne Ebene von flachen Marschen, die bis zum Horizont reichte.

Wir mussten eine Acht ins Kielwasser schreiben, um gegen den starken Strom anzukommen. In der Mitte der Zahl war ein Dampfbagger dabei, eine gerade Rinne

auszuheben. Bald danach ein Schwenk nach rechts und eine Schleuse: der Eingang zum Friedrich-Franz-Kanal. Dies ist eine gerade, schön breite, gepflegte Wasserstraße; aber da sie das einzige blanke Glied einer sonst verrosteten Kette ist, ist sie von wenig praktischem Nutzen. Nennenswerten Verkehr gibt es auf keinem Abschnitt des Systems, kaum Schiffe, nur Holzflöße.⁸ Diese Flöße treiben mit dem Strom, ihre Mannschaften laufen auf den Stämmen in Wasserstiefeln mit Spikes und halten sie mit Stangen vom Ufer ab. Manchmal müht sich auch ein Mann am Ufer entlang mit einem Schlepptau: tief gebückt und mit einem starken Stock als drittem Bein. Auf dem Floß bauen sie sich einen primitiven Herd, nachts kriechen sie in eine niedrige, sargähnliche Hütte aus ungehobelten Brettern. Die armen Kerls grüßten uns immer mit „Tag“ und einem freundlichen Winken; aber ihre schlängelnden Flöße waren besonders an Biegungen schwer zu passieren.

Auf den Marschen, die mehr für Kühe geeignet schienen, sahen wir die hübschen kleinen Rehe wieder. Ein Schleusenwärter erzählte Pieter, wie häufig es hier Rehe gäbe und dass es außerdem viele, viel zu viele, gefährlichere Tiere gäbe – Wildschweine. Im Winter kämen die Rehe zum Fressen zu ihm in den Garten.

„Nur Fürsten“, sagte er, „können Rehe und Wildschweine schießen.“

„Frage ihn, Pieter, wen er mit Fürsten meint.“

„O, ich weiß, Sir, ich brauche nicht zu fragen. Er meint den König, seine Frau und all ihre Familien!“

Es musste in der Nacht Wind aufgekommen sein, denn am nächsten Morgen fanden wir uns auf der falschen Seite des Kanals. Beide Staken waren aus dem Grund gerissen und die Wherry ans gegenüberliegende Ufer geweht worden. Wir lagen nicht weit von zwei sich kreuzenden Wasserstraßen. Unsere Route führte nach links, durch eine unfertige Schleuse, die Eldenschleuse, wo wieder gebaut wurde. Der Vorarbeiter war über die Maßen erstaunt. Laut war sein „Nein“ auf unsere Frage, ob schon mal ein englisches Schiff hier durchgekommen wäre. Er wollte alles über uns wissen und die ganze Wherry besichtigen. Seine letzte Frage an den etwas unwilligen Pieter war: „Würde der Herr ihm wohl sagen, wieviel sie gekostet hätte?“

Der Wasserweg, in den wir jetzt einfuhren, der Störkanal, war kaum vier Fuß tief und auch das nur in der Mitte. Glücklicherweise ging das gerade noch. Nach einer Krümmung nach rechts – leewärts – ließen wir die kahlen Marschen hinter uns und segelten durch einen Wald – eine der großherzoglichen Besitzungen – und erspähten nicht die Spur eines Lebewesens, außer, wenn wir ein Reh aufscheuchten. Dann heraus aus der Stör durch eine Schleuse bei dem kleinen Dorf Banzkow, eine Eisenbahnbrücke und danach der engste aller engen Wasserwege, der uns bis dahin begegnet war. Entweder hielten wir uns genau in der Mitte oder wir liefen auf Grund. Die richtige Ecke für viele schwierige Halsen. Der

⁸ Nach vielen Versuchen der Herzöge Albrecht I. und Ulrich III. und auch Wallensteins wurde die Elde zum ersten Mal während der Regierung des Großherzogs Friedrich Franz I. schiffbar gemacht. Bis die Eisenbahn kam, herrschte beträchtlicher Verkehr, aber Wasserwege konnten mit der Bahn nicht konkurrieren.

Wind war zuweilen sehr stark. Hin und wieder traf uns ein Sonnenstrahl - ein Teufelslächeln zwischen heftigen Schauern. Schließlich zerstreuten sich die Wolken, und die Sonne schien herrlich. Auf beiden Seiten schloss eine Reihe steiler bewaldeter Höhen unser grünes Tal ein, und nach und nach trat aus einem Wäldchen eine Hebebrücke ans Licht. Wir passierten die Brücke, stakten für eine kurze Strecke durch den windstillen Hain, bis das Segel sich wieder füllte und wir hinausglitten auf ein weites Wasser.

